Brief an Karl Barth vom 4. Januar 1933

Von Hermann Sasse

Berlin, den 4. Januar 1933

Hochverehrter Herr Professor!

Für Ihren freundlichen Brief vom 2. d. M. sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank. Mir liegt an Ihrem Rat ausserordentlich viel, und ich hätte mich mit einer Anfrage an Sie gewandt, wenn nicht die Zeit zu kurz gewesen wäre. So telegraphierte ich an Prof. Schmidt in der Hoffnung, dass er die Lage ebenso wie neulich das Brunstädsche Angebot mit Ihnen besprechen würde. Ich habe ausserdem den Rat von Heckel und – aus einem ganz bestimmten Grunde – Heissmann eingeholt und habe dann, als ich von allen drei Seiten denselben Rat empfing, an Strathmann geschrieben, ich würde eine etwaige Berufung unter gewissen Bedingungen annehmen, die den Fortbestand des Jahrbuchs sicherten. Denn natürlich ist das meine erste und grösste Sorge, dass ich diese einmal angefangene Arbeit nicht liegen lassen kann. Meine Entscheidung, die ja nur bedeutet, dass ich einem etwaigen an mich ergehenden Ruf folgen würde, ist erfolgt, nachdem ich in den letzten Wochen alle Möglichkeiten einer Verbesserung meiner Lage erwogen und mit den massgebenden Stellen besprochen hatte. Dass ich den an sich unsinnigen, aber z. B. von Heckel warm befürworteten Plan mit dem kirchlich-sozialen Bund überhaupt ernsthaft erwogen habe, erklärt sich daraus, dass ich nach jeder Verbesserung meiner Arbeitsbedingungen Umschau halten muss. Mein Jahrbuch hängt auf die Dauer davon ab, dass ich mich von der mechanischen Arbeit entlasten kann, dass ich also nicht, wie im vorigen Sommer 600 Seiten Manuskript eigenhändig zu schreiben habe (von der Korrespondenz ganz abgesehen), dass ich ferner einen Zugang zu der theologischen Literatur habe und dass ich meine eigene theologische Arbeit vertiefen kann, um nicht in Journalismus zu verfallen. Die Entlastung von der Schreibarbeit ist eine Geldfrage. Da ich s. Zt. auf einen Teil meines Einkünfte verzichten müsste, indem ich das Sozialamt zugunsten des Jahrbuchs aufgäbe, kann ich nicht einfach die Einnahmen aus dem Jahrbuch zur Bestreitung der sachlichen Unkosten verwenden. Als das finanziell sehr günstige Angebot von Brunstäd kam, habe ich bei den hiesigen Generalsuperintendenten angefragt, ob mir nicht aus irgendeinem kirchlichen Fonds geholfen werden könnte. Aber sie haben bei allem Wohlwollen mir keine Aussichten darauf machen können.

Die Lage wird für mich dadurch noch schwieriger, dass meine Arbeit im Pfarramt sich mehrt. Im April muss ich die Geschäftsführung in der Gemeinde übernehmen, und das bedeutet in Berlin und vor allem an einer grossen alten Kirche, an der dauernd gebaut wird, eine Fülle von Arbeit. Ein Wort der Kirchenbehörde würde genügen, um mir den Verzicht auf den Vorsitz im Gemeindekirchenrat zu ermöglichen. Aber dieses Wort will man nicht sprechen. Dazu kommt die Schwierigkeit mit der Beschaffung der theologischen Literatur. Unsereiner ist auf die preussische Staatsbibliothek angewiesen, die hinsichtlich der Neuerscheinungen vollkommen versagt. Die Arbeitsmöglichkeiten der theologischen Seminare sind mir verschlossen. Es ist auch meine Überzeugung, dass das Jahrbuch am besten in Berlin geschrieben wird. Denn ich glaube, dass die entscheidenden Kämpfe um die evangelische Kirche in Preussen und speziell in Berlin ausgefochten werden und nicht in den fränkischen Kleinstädten. Aber dann müssten die kirchlichen Stellen so vernünftig sein, einem die nötigen Arbeitsbedingungen zu schaffen. Es gehört wirklich nicht viel dazu. Aber man hat kein Interesse daran. Von dem bayrischen Lutheraner Heckel abgesehen hat hier in Berlin niemand in den Kirchenbehörden irgendwelche Sympathien für mich. Man wird im EOK froh sein, wenn ich nicht mehr als theologischer Wachhund vor seinen Fenstern belle. Es [2] könnte, aufs Ganze gesehen, vielleicht gar nicht das Schlechteste sein, wenn ich mich, wenigstens für einige Jahre, aus der Berliner

kirchlichen Wüste in die Hände anderer deutscher Kirchen begebe, bis einmal die Ära Fischer vorbei ist. Denn darüber bin ich mir klar, dass alles, was ich sage, hier in Berlin nur die Wirkung einer Demonstration hat. Mein Kollege Hossenfelder, der Reichsleiter der deutschen Christen, wird doch viel ernster genommen als ich, weil er eine kirchenpolitische Macht hinter sich hat. Aus meiner Beobachtung der kirchlichen Entwicklung kann ich nur der Meinung Ausdruck geben, dass jede wirkliche Wandlung in der obersten Leitung der preussischen Kirche, von aussen erzwungen werden muss, wobei ich mir erlaube, Bonn und das Rheinland dem preussischen Osten gegenüber in den Begriff des „Aussen“ einzubeziehen.

Erlauben Sie mir noch ein Wort über den etwaigen Übergang in ein Lehramt. Mir liegt an Titeln und dergleichen „Eau de Cologne fürs Taschentuch“, um nicht mit dem Preussen Kögel zu reden, der einen Abscheu vor Lizentiaten hatte, nichts. Ich denke nur an die Wirkungsmöglichkeiten in einem solchen Amte. Ein ganz formloser Lehrauftrag oder eine Privatdozentur für Praktische Theologie neben meinem Pfarramt hat mir hier in Berlin immer als mein Wunsch vorgeschwebt. Ich wollte dadurch die Möglichkeit haben, an der Erziehung der theologischen Jugend mitzuwirken und zugleich meine wissenschaftliche Arbeit auszubauen. Denn das gedruckte Wort allein befriedigt mich nicht. Diese Pläne sind, obwohl mir mehrere Mitglieder der Berliner Fakultät den Schneiderschen Lehrauftrag zugesagt hatten, offenbar gescheitert, zuerst am Kultusminister, der den Auftrag Piechowski geben wollte, dann an der Gleichgültigkeit der Fakultät oder auch daran, dass ich inzwischen bei Titius und anderen in Ungnade gefallen war. Ich würde diesen Weg für die richtige Lösung gehalten haben. Aber nachdem das gescheitert war, gab es offenbar keine andere Möglichkeit, wenn ich nicht den Anschluss an die Theologie versäumen wollte, als mich bereit zu erklären, in den Personenzug nach Erlangen zu steigen.

Mir scheint das wenigstens im Hinblick auf meine sonstige Lage das einzig Richtige zu sein, zumal die andere Möglichkeit, im Kirchenbundesamt beschäftigt zu werden, sich dadurch auf Jahre hinausgeschoben hat, dass aus kirchenpolitischen Gründen die nächste Vakanz einer nichtpreussischen Kirche angeboten werden muss und man nicht weiss, was für ein Kind nach Kaplers Abgang gehen wird.

Aber ich will Sie, hochverehrter Herr Professor, nicht länger mit diesen Einzelheiten langweilen. Sie dürfen überzeugt sein, dass ich das Für und Wider sehr ernst erwogen habe. Ich weiss, welche Schwierigkeiten meiner warten, wenn aus dem Erlanger Plan etwas werden sollte, der übrigens eine grosse Überraschung für mich war. Aber meine augenblickliche Lage ist so schwierig, die Aussicht auf eine Besserung so hoffnungslos, dass ich auf den einstimmigen Rat derer, die meine Situation genau kennen, mich entschlossen habe, bei einem etwaigen Ruf nach Erlangen eine jener Führungen zu sehen, die unseren Lebensweg letztlich bestimmen. Ob aus der Berufung überhaupt etwas wird, steht ja auch noch dahin. Für das grosse, freundliche Interesse an meinem Schicksal und an meiner Arbeit, das aus Ihrem Briefe spricht, möchte ich Ihnen aber zum Schluss herzlich danken. Sie dürfen gewiss sein, dass ich auch in Erlangen meine Freiheit in jeder Weise wahren würde.

Mit herzlichen Segenswünschen zum neuen Jahre bleibe ich Ihr Ihnen in Verehrung und Dankbarkeit verbundener

H. Sasse

Quelle: KBA 9333.20